

dtv

**Das Dosenmilch-Trauma** ist eine Zeitreise der etwas anderen Art durch eine Kindheit und Jugend, wie sie schlimmer nicht hätte sein können. Aufgewachsen als Sohn der beiden einzigen bayerischen 68er (»Mama und Papa hatte ich nicht, ich musste immer Eberhard und Renate sagen!«), macht Jess Jochimsen klar, warum seine Generation heute so ist, wie sie ist. Was bedeutet es, wenn die Eltern auf Che Guevara und freie Liebe stehen, man selber aber Wickie und Winnetou als Helden auserkoren hat und La Boum für den Gipfel an Erotik hält? Was sind das für Menschen, die früher für ein Bonanza-Rad gestorben wären und heute beim Anblick des Bärenmarkenbärchens in Tränen ausbrechen? Was wird aus einem, der von Freaks erzogen wurde und eigentlich immer normal sein wollte?

Die 40 Stories dieses Buches, mal grotesk, mal liebevoll komisch, verdichten sich zu einem irrwitzigen Roman des Erwachsenwerdens, zu einem präzisen Bild der heutigen Endzwanziger, deren wichtigste Frage nie »links oder rechts« war, sondern »Geha oder Pelikan«.

**Jess Jochimsen**, 1970 in München geboren, lebt als Autor, Kabarettist und Fotograf in Freiburg. Bei dtv erschien 2000 sein Debüt ›Das Dosenmilch-Trauma‹. Es folgten ›Flaschendrehen‹ (Erzählungen), ›DanebenLeben‹ (Bildband), ›Was sollen die Leute denken‹ (Monolog), ›Krieg ich schulfrei, wenn du stirbst?‹ (Erzählungen) sowie der Roman ›Bellboy‹, der Christian Lerch zu seinem Kinofilm ›Was weg is', is' weg‹ inspirierte, und zuletzt ›Liebespaare, bitte hier küssen. Eine fotografische Spurensuche im städtischen Hinterland‹.

Jess Jochimsen

# **Das Dosenmilch-Trauma**

Bekenntnisse eines 68er-Kindes

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Jess Jochimsen  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Flaschendreher oder: Der Tag, an dem ich Nena zersägte  
(20568)  
Bellboy oder: Ich schulde Paul einen Sommer (21402)  
DanebenLeben (21034)  
Was sollen die Leute denken (14048)  
Krieg ich schulfrei, wenn du stirbst? (34715)  
Liebespaare, bitte hier küssen (34772)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Originalausgabe 2000  
13. Auflage 2014  
© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Michael Meister  
Fotos: © Jess Jochimsen  
außer S. 24, 57, 139 © Katrin Lamperstorfer,  
S. 161 © Markus Frietsch, S. 174, 200 © Vero Mickisch  
Umschlagfoto: Ilja C. Hendel  
Satz und Gestaltung: Regina Leonhart  
Gesetzt aus der Garamond Regular 10/13,4' (QuarkXPress)  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-20370-8

»... über das Erwachsenwerden in einer Zeit,  
die man mit billigen Schweizer Plastikuhren misst.«  
*(Schöller & Bacher)*

»Was sind das für Zeiten,  
in denen die Eltern ihren Kindern sagen müssen,  
dass sie spießig sind?«  
*(Ralf Rothmann)*

# Inhalt

La Boum – Die Fete ist vorbei	9
Das Dosenmilch-Trauma	13
Meine Eltern waren Hippies	17
Winnetou auf dem Bonanza-Rad	25
Kleine Philosophie vom Fahrrad	33
Der Hahn, das Huhn, Dagmar und die Kuh	37
Die Einschulung	41
In memoriam Rechtschreibung	51
Friede, Freude, Eiersuchen	53
Der Kindergeburtstag	59
Ich war jung und brauchte das Geld	65
Das Krippenspiel	69
Von Fröschen in Hälsen und anderswo	85
Ein Traum von Äpfeln	89
Hunde, die bellen, beißen mich	97
My personal fifteen minutes	101
Parkhaus des Grauens	105
Wie ich verweigern musste	109
Gimmick in Göttingen	119
Can't feel the beating	123

Wie Sofi? Oder: Bauer für einen Tag	127
Eis mit Stil	131
Meine Probleme mit Gott	135
Beitrag zur christlichen Verkehrserziehung	141
Und Gott lebt in Mannheim	145
Der Guido in mir – ein Splatter-Movie	149
Es wird cool in Deutschland	153
Draußen vom Walde komm' ich her	157
Mit Cassandra ins neue Jahrtausend	163
Reden ist silber	167
Männer's Gesundheit	171
Kurz und bündig	175
Und jetzt alle: Sunday, bloody Sunday!	179
Night on earth – Die sechste Stadt	183
Sunday, bloody Sunday (Piano-Version)	189
Gefährliches Halbwissen	193
Und jetzt erzähle ich noch was vom Pferd	197
Forbidden Fruits. Eine Schildergeschichte	201
Darkwing Duck im Fasching!	205
Das Klassentreffen	209
Credits	220
Ein Satz heißer Ohren	222
Das Auge lacht ja mit	223



Als dann auch noch seine Lieblingskneipe zumachte, wusste er: Irgendwie, irgendwo, irgendwann ...

## La Boum – Die Fete ist vorbei

»Dreams are my reality.«  
(Richard Sanderson)

»I take pleasure in great beauty.«  
(James Bond zu Sophie Marceau)

Ich weiß nicht, ob es sich um eine Erfahrung handelt, die ich mit vielen teile, oder ob es allein an mir liegt oder am Wetter, aber manchmal braucht es ja nur einen klitzekleinen Anlass, um mich in tiefste Melancholie zu stürzen. An einem der letzten Tage in den 90ern fragte ich eine wildfremde Frau nach der Uhrzeit, einfach so. Sie war in etwa meinem Alter, ein, höchstens zwei Jahre älter vielleicht. Sie lächelte mich an und antwortete:

»Viertel vor Nesquick, Zeit zum Umrühren.«

Mein Gott, wie lange hatte ich diese Floskel schon nicht mehr gehört! Freilich wusste ich immer noch nicht, wie spät es war, aber was spielte das für eine Rolle? Die Jetzt-Zeit war aufgehoben und räumte ihren Platz für die Erinnerung. Ich lächelte zurück, sah der Frau in die Augen und begann leise zu singen:

»Kimba, Kimba, kleiner weißer Löwe, wir sind stolz auf dich ...«

Ihr Blick bekam etwas Glänzendes, sie hakte sich bei mir unter und sang ebenfalls:

»Hey, hey, Wickie, die Wikinger, sind hart am Winde dra-

han – sag mal, kriegst du die Männer von Flake noch alle zusammen?»

Ich rieb mit meinem Zeigefinger an der Nase und dachte nach. Also da waren Snørre und Wickie und ... Um meine getrübtete Erinnerung zu kaschieren und das Gespräch mit der unbekannteten Begleiterin versuchsweise ins Zwischenmenschliche zu lenken, fragte ich:

»War Wickie eigentlich ein Junge oder ein Mädchen?«

»Also Willi aus Biene Maja war auf jeden Fall schwul.«

Ich verstellte die Stimme und brüllte mit nasalem Ton:

»Maja, Maja, warte auf mich!«

Hoffentlich sah uns keiner. Sie lachte. Ich dachte, so ähnlich würde Katja Berger heute lachen, zehn Jahre nach dem Abi. Das Lachen der Frau hatte etwas Entwaffnendes, und ich wusste, das ist sie, die Frau, auf die du immer gewartet hast: Vic aus *La Boum – Die Fete!* Sophie Marceau. *Met you by surprise, / I didn't realize / that my life would change forever.* Älter natürlich, reifer – *Dreams are my reality / a wondrous word with I like to be* – erwachsener und schöner denn je – *Illusions are a common thing. / I try to live in dreams / although it's only fantasy* – Sophie Marceau heute.

Sophie Marceau im letzten James Bond-Film. In dem der Agent, und mit ihm alle Männer dieser Welt, wissen, dass sie sich sämtliche Mätzchen sparen können. Denn diese Frau durchschaut sie vom ersten Augenblick. Und sagt den wahren Satz, den je ein Bond-Girl gesagt hat:

»Du kannst mich nicht töten.«

Dass Bond es dennoch tut, beweist nur, dass er sie nie wieder loswerden wird. Aber auch nie wirklich besaß. So war das immer. In *La Boum – Die Fete* war Sophie Marceau 14 und ich zwei Jahre jünger. Sie war genau das Mädchen, das schon immer eine Nummer zu groß war. Und jetzt stand sie leibhaftig vor mir. Ganz nah und doch unerreichbar. Eine Fleisch

gewordene Erinnerung. Ihr bester Film hieß *Meine Nächte sind schöner als deine Tage*. Ich glaube, das trifft's.

Aber hatte sie nicht eben mit mir gesprochen? Die »Kannst du mir sagen, wie spät es ist«-Floskel der Lächerlichkeit preisgegeben? Und mir damit einen Wink? Nur – wieso sollte sie sich jetzt für mich interessieren? Sie hatte es doch auch früher nie getan. Mir sah man es doch heute noch an, dass ich jahrelang Zahnspangen trug und die Firma Clearasil reich gemacht hatte. Egal, was ich sie fragen würde, immer würde ihre Antwort lauten: »Wir können ja gute Freunde bleiben.« Es war so ungerecht, eine Rollenverteilung für die Ewigkeit: Sie, der Klassenschwarm, die Strahlende, die mit der Eins in Schönschreiben und ich der kleine Bub im Pullunder, der noch nicht mal *eine* Fläche auf dem Rubik-Würfel hinbekam. Im Sportunterricht brachte sie mit ihrem Pferdeschwanz und ihren kleinen, wippenden Brüsten alle um den Verstand, während ich in Strumpfhosen abseits stand und stets als Letzter in die Mannschaft gewählt wurde.

Warum tat sie mir das jetzt an? Sie, die damals zu dieser Jahreszeit *hundertpro* im schicken Anorak und trotzdem natürlich viel zu knapp bekleidet in der Raucherecke des Schulhofs stand und jedes Mal kicherte, wenn ich dick eingemummelt in meinem Parka vorbeikam. Meine Eltern schimpften sich Antimilitaristen, aber der Bundeswehrparka gehörte zur Grundausrüstung. Wieso war ich eigentlich, seit ich denken kann, dauernd zu warm angezogen? Meine Eltern mit ihrer Paranoia, ich könnte erfrieren! Selber immer freakig, immer locker, immer *easy*, aber wenn's um den Sohn ging, voll bürgerlicher Urangst: Der Junge geht aus dem Haus und erfriert spontan auf dem Schulweg. Ab Ende August trug ich Winterklamotten und wurde verspottet wegen meiner selbst gestrickten Handschuhe. Oh, wie ich sie gehasst habe, diese Wollfäustlinge, die mit einem Bändchen verbunden waren, damit

man sie auch ja nicht verlor. Unter der Jacke trug man die, durch die Ärmel gezogen, sie haben furchtbar gekratzt, sich ständig verheddert, und bei den Mädels war man der Depp. Es tönt mir noch heute in den Ohren, Sophie Marceau, Katja Berger, wie sie höhnt:

»Guck mal, wie kindisch!«

Die schöne Unbekannte blickte mich an und sagte:

»Du bist der mit den Fäustlingen, nicht?«

Ich antwortete:

»Und du bist die, die immer mit den Christophs gegangen ist.«

Sie nickte, sah auf die Uhr und sagte im Weggehen:

»Es ist übrigens kurz nach vier.«

Es ist kalt, dachte ich, bald braucht man Handschuhe.

## Das Dosenmilch-Trauma

Als ich ein kleiner Junge war und mit meinen Eltern in einer wie auch immer harmonischen Wohngemeinschaft leben musste, kam einmal die Woche meine Oma väterlicherseits zu Besuch. Genau genommen kam sie zum Kaffeetrinken und brachte lecker Kuchen, aber auch Unruhe und Zwiebracht in die traute Familienidylle. Weil meine Oma nämlich den Dritte-Welt-Kaffee nicht runtergebrachte, bestand sie, wie alle Großmütter väterlicherseits, auf Kaffee Hag, Dosenmilch und Würfelzucker. (Das war Wahnsinn! Im besten Fall hatten wir kapitalismuskritischen Kandis im Haus, Würfelzucker jedoch nie.)

Kaffee Hag war mir wurscht und der Zucker letztlich auch, aber Dosenmilch entwickelte sich zu *dem* Objekt meiner kindlichen Begierde. Nicht dass sie mir besonders geschmeckt hätte, nein, Milch in Dosen, das war für mich die Offenbarung schlechthin, die größte technische Errungenschaft der Neuzeit, haltbar, praktisch und formschön.

Meine Eltern dagegen hassten die eingedoste Dickmilch, und schon hatten wir Streit. Bereits damals biologisch-dynamisch orientiert, war Dosenmilch für meine Erzeuger die

gemeinste Provokation der Natur. Sie haben nichts so gehasst wie Dosenmilch. Aus der Panik heraus, als aufgeklärter Pädagoge zu versagen, schrie mein Vater regelmäßig:

»Ein für alle Mal, mein Sohn: Die beste Verpackung für d'Milch ist die Kuh!«

Heulend brüllte ich zurück:

»Ökologischer Klugscheißer, was ist denn an so einer Kuh bitte praktisch? Eine Kuh in der Vorratskammer!«

Die Folge war, dass in mir ein veritables Dosenmilch-Trauma heranwuchs. Meine Oma hat das wohl gespürt, und um therapeutisch gegenzusteuern, wie es alle Großmütter väterlicherseits tun, sorgte sie dafür, dass ich, das Kind, die Dosenmilch für die Erwachsenen präparieren durfte. Da wurde mir Verantwortung übertragen, da konnte ich ein klein wenig zum Manne reifen. Ich bekam zum Öffnen der Dosenmilchdose einen Dosenmilchdosenpiekser. Das war ein eigens für diese Tätigkeit konzipiertes Werkzeug: ein Holzgriff mit einem Stahlstachel dran, eine Waffe eigentlich. Und mit diesem Dosenmilchdosenpiekser durfte ich dann auf die Dosenmilchdose einstechen. Ich konnte mich also zur Bewältigung meines Traumas selbstständig mit dem traumabehafteten Objekt beschäftigen.

Und das war kein einmaliger Akt, denn jede Dosenmilchdose benötigte zwei Löcher. Eines, durch das die Dosenmilch aus der Dose hinausgekippt werden konnte, und ein weiteres, durch welches Luft ins Doseninnere gelangte, damit es beim Dosenmilchgießvorgang nicht blubberte. Das so genannte Blubberloch. Regelmäßig konnte ich mich also zweimal in Folge mit dem Dosenmilchdosenpiekser in einer nachgerade ödipalen Geste selbst heilen. Jeder Psychologe wird es bestätigen: Kaum ein Ding eignet sich als Projektionsfläche für Angstbesetztes in der Kindheit besser als die Dosenmilchdose.

Dass ich heute noch an einem Dosenmilch-Trauma leide, liegt an etwas anderem – an dem Bär. An dem Teddy. Am BÄRENMARKENBÄRCHEN. Auf jeder mich betreffenden Dosenmilchdose war ja ein Bärenmarkenbärchen drauf. Und ich war oft etwas unachtsam, in Vorfreude des kathartischen Effektes der Dosenmilchdosenpieksertherapie. Kurz nicht aufgepasst, etwas vorschnell den Vatermord imaginiert, und schon war's passiert. Die Dosenmilchdose stand verkehrt rum, und das Gieß- und das Blubberloch befanden sich nun im ursprünglichen Dosenmilchdosenboden, der jetzt durch den zweimaligen Gewaltakt unwiederbringlich zum Dosenmilchdosendeckel wurde.

Das heißt aber, dass der Teddy Kopf stand. Und das Blut schoss ihm in den kleinen Bärenkopf, es war scheußlich. Das Köpfchen schwoll an und an, es war furchtbar – und nicht wieder gutzumachen, weil: Richtete man das Bärenmarkenbärchen wieder auf, lief die Dosenmilch aus den eigens hierfür hineingestanzten Löchern aus der Dose. Ich habe versucht, Gieß- und Blubberloch mit Tesafilm abzudichten, aber man kriegt das nicht dicht. Da kennt die Dosenmilch keine Gnade, die quillt heraus. Und das ist mir verdammt oft passiert, ich war ein regelrechter Teddyquäler.

Und jeder Therapeut weiß, dass der Bär ein lustbesetztes Objekt für das Kind ist. Das Bärenmarkenbärchen im Besonderen. Und heute? Was soll ich sagen: Ich trinke meinen Kaffee schwarz.



Puuh, der arme Bär!

## Meine Eltern waren Hippies

Zugegeben, ich habe ein wenig vorgegriffen. Zuweilen bin ich etwas sprunghaft und habe es nicht so mit dem chronologischen Erzählen. Genau genommen kann ich das gar nicht. Also zurück:

Meine Eltern waren 68er, und obwohl man das damals noch gar nicht so nannte, war das ausgesprochen hart für mich. Regelrechte Hardcore-Hippies waren sie, mit Flokati auf dem Kopf, Che Guevara in der Küche und Frank Zappa aufm Klo, aber hallo. Sie hörten den ganzen Tag *Pink Floyd*, da wurdest du blöd in der Birne als Kind. Was für mich allerdings erschwerend dazu kam: Meine Eltern sind auch noch Bayern. Bayern und 68er! Das ist eine Kombination, die gibt es eigentlich gar nicht. Man möge sich das bildlich vorstellen, Franz Josef Strauß in Schlaghosen und mit einem Arafat-Schal um den nicht vorhandenen Hals oder auch Stoibers Sturschädel von Dreadlocks bedeckt. Ein Ding der Unmöglichkeit, *bayerische 68er*, da kreuzen sich bigotterie Dumpfheit mit sexueller Revolution, Klerikertum mit K-Gruppe, *Pink Floyd* mit Volksmusik – wenn die sich vermehren, kann man sich ja vorstellen, was da rauskommt: Das sieht nicht gut aus.

Schon im Mutterleib schwante mir Böses, aber ich war von all den Pülverchen und bewusstseinsweiternden Kräutern, welche meine Mutter zu sich nahm, derart benebelt, dass ich meinen Plan, noch etwas länger im Fruchtwasser zu planschen, nicht verwirklichen konnte und pünktlich nach neun Monaten auf das im Wohnzimmer ausgelegte Tüchersammelorium schwappte. An sich war das ganz nett, alle waren da, die Oma väterlicherseits, meine Mutter, einige Leute, die ich nicht kannte, und mein Erzeuger. Ich hatte ihn ja nie zuvor gesehen, mir ihn aber in etwa so vorgestellt. Er war groß, an den seltsamsten Stellen mit Haaren bedeckt, ein bisschen abgerissen gekleidet, und er ließ sein donnerndes Lachen erschallen, das ich schon im Ohr hatte. Geburtsschlag erhielt ich keinen (logisch, Pazifisten!), und ich dachte: Wird schon werden. Mein Vater nahm mich auf den Arm und begann mit mir erst mal über die Geburt zu reden, völlig zwanglos führte er mich ins Leben ein:

»Ja, griäß di. Servus in der Welt, Burschi, supa, dass'd da bist. He – kloaner Hos'nscheißer, *welcome on örf*. Wir müssen da jetza ned das Diskutier'n anfangen, schau' a mal her: I bin der Eberhard und die, wo da noch so saublöd umanand flackt, des is' die Renate.«

Was für eine Begrüßung! Es war noch viel schrecklicher, als ich in den dunkelsten embryonalen Stunden befürchtet hatte. Und das Schlimmste war: Ich verstand kein Wort. Das muss man sich mal vorstellen, man wird in diese Welt geworfen und versteht noch nicht einmal die eigenen Eltern – weil die so einen grauenvollen Dialekt sprechen. Die ersten Jahre verlebte ich eher unbewusst, da habe ich summa summarum gar nichts verstanden. Und *Mama* und *Papa* hatte ich ja nicht, ich musste immer Eberhard und Renate sagen. In diesem Punkt folgten meine Eltern konsequent den pädagogischen Maximen der frühen 70er Jahre. Der Eigenname durfte um

keinen Preis aufgegeben werden. Nur um das ein für alle Mal klarzustellen: *Mama* ist für ein Baby wesentlich leichter zu artikulieren als *Renate*!

Gestillt wurde ich, bis ich acht war, und dann gab's Körner. Dass ich überhaupt gewachsen bin, darf getrost als Wunder bezeichnet werden. Es handelte sich im Übrigen um Körner, die sich heute in keinem Laden dieser Republik mehr auf legalem Wege erwerben lassen. Garniert wurden diese Verdauungsbremsen mit allerlei Farnen und Mosen, von denen auch nur meine Eltern meinten, dass sie überhaupt essbar waren. Das Grünzeug war selbstredend im eigenen Garten angebaut und ungespritzt. Meine Fresse, das hätte man gar nicht spritzen brauchen, da wäre kein Schädling der Welt freiwillig ran gegangen. Alsdann zermanschte derjenige, der laut Kochplan an der Reihe war, das Ganze in einem hölzernen Bottich und verrührte den bizarren Sud in rituellen, kreisenden Bewegungen. Linksdrehend.

Gesalzen wurde nicht. O nein, kein Salz, in den Salinen beutete die herrschende Klasse schließlich die Arbeiter aus, und der Eberhard und die Renate wollten da *ein Stückweit schon auch* ein Zeichen setzen. Curry gab es ebenso wenig, handelte es sich dabei doch um ein Produkt des englischen Imperialismus. Ketchup war aus antiamerikanischen Gründen vollkommen ausgeschlossen. Ketchup? *No way!* Die Renate wettete in ihrer unnachahmlichen Diktion:

»Man tunkt seine Pommes ned in das Blut von Fietnam!«

Pfeffer hatten die Herrenmenschen auf den Kreuzzügen geraubt, neulich erst, kam also auch nicht auf den Tisch. Man kann sagen, dass meiner Kindheit ein bisschen die Würze gefehlt hat. Die Suppe jedoch musste ich auslöffeln. Das war ein typischer Erziehungswiderspruch meiner Eltern: antiautoritär kochen, aber aufessen müssen. Natürlich wehrte ich mich mit Händen und Füßen, allein der Eberhard und die

Renate verfügten über sämtliche didaktischen Aufesstricks. Als ob man eine Wahl gehabt hätte, tunkten sie den Löffel in die Pampe und seuselten etwas von »komm', noch einen Happen für den Opa«, und zack, schon bekam ich mit dem Zeug den Mund gestopft. Dabei hatte ich überhaupt keinen Opa, aber es gab schlicht und ergreifend keine zwei Meinungen: »Ein Happa für den Onkel, ein Happa für die Oma ...«, wie oft wünschte ich mir, dass in der Verwandtschaft möglichst bald wieder jemand sterben möge. (Obwohl ich diesen Wunsch immer gleich bereute, denn die Bärenmarken-Oma wollte ich keinesfalls gefährden.) Wenn es aber absolut ungenießbar wurde und ich mich partout weigerte, auch nur einen Bissen runterzuwürgen, griffen meine sonst so toleranten Eltern doch mal in die Knüppelkiste teutonischer Pädagogik:

»Wenn du des ned aufisst, Burschi, wenn du des ned aufisst, gibt's morgen schlecht' Wetter!«

Mein Gott, diese Verantwortung. Ich entschuldige mich hier in aller Form für so manch verregneten Sommer in den 70er und 80er Jahren. Aber ich hab's einfach nicht runtergebracht, dafür gewann der Begriff »Hungerstreik«, der in den Gesprächen der Erwachsenen so oft fiel, für mich schon sehr früh an Bedeutung.

Was darüber hinaus ebenfalls den eher scheußlichen Dingen meiner Kindheit zugerechnet werden muss und zudem auch wenig appetitanregend wirkte: Meine Eltern waren immer nackt. Das war ..., also schön war es nicht. Der Eberhard und die Renate hatten nie was an zu Hause, das war *open*. Sie liefen wie Adam und Eva durch die Kommune und nahmen da überhaupt kein Blatt vor den Unterleib. Total *open* war das. Unser Haus besaß auch keine Türen, alles *open*, und immer wenn meine Eltern im Schlafzimmer waren, wenn sie in trauter Zweisamkeit im Bett lagen, wenn *Wish you were here* auf dem Endlosband lief und wenn ich das alles in